

Christine Farniok

Nenn mich nie wieder Nasenbär

© 2020 Christine Farniok

Umschlaggestaltung: Andréas Gloger

Verlag: Buchschmiede von Dataform Media GmbH, Wien

ISBN:

978-3-99110-666-1 (Paperback)

978-3-99110-668-5 (Hardcover)

978-3-99110-669-2 (E-Book)

Printed in Austria

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und des Autors unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche Zugänglichmachung.

Christine Farniok

Nenn mich nie wieder
Nasenbär

Für Evi,
deren Geschichte
mich zu diesem Buch
angeregt hat.

Minus zwei
Im Gänsehäufel

Hätte sie einen Vater, er würde mit ihr jetzt Federball oder Frisbee spielen. Oder mit ihr auf eine Schnitzelsemmel oder auf ein Eis gehen. Ihr vielleicht eine Geschichte erzählen wie der Mann dort drüben dem sommersprossigen Jungen – die beiden lagen auf einer karierten Decke, die Gesichter einander zugewandt, der Mann redete, der Junge lauschte. Gelegentlich sagte der Junge etwas dazwischen und kitzelte den Mann mit einem Grashalm auf der Nase, dann lachten sie.

Mit einem Seufzer wandte sich Mona wieder ihrem Buch zu. Sie lag auf dem Bauch, auf ihrer roten Luftmatratze. Ihre Lieblingsstellung beim Lesen brachte zwar mit sich, dass sich immer wieder Ameisen auf die Buchseiten verirrten und dort orientierungslos herumkrabbelten, aber die beförderte sie dann mit einem kräftigen Pusten zurück ins Gras. Ab und zu drehte sie sich auf den Rücken und schaute in den Himmel. Von den Pappeln mit ihren silbrigen, unablässig fächernden Blättern wirbelten flaumige Bällchen herab, die sich – hatten sie endlich den Boden erreicht – zu weißen Inseln verdichteten. Wie Schneeflecken, die nach dem Tauwetter übrig bleiben.

Mona war mit ihrer Großmutter Helene im Gänsehäufel, wie an jedem Badesonntag. Wie fast immer ohne Jancsi. Der hätte mit ihr zwar auch nicht Federball oder Frisbee gespielt, aber eine Geschichte hätte er ihr vielleicht erzählt oder ihr Geld fürs Trampolinspringen oder für ein Eis gegeben. Aber der Jancsi, der kam nur selten mit ins Bad. Weil er an einer Sonnenallergie litt und öffentliche Bäder hasste. Geht nur schön allein. Ich schau mir lieber den Grand Prix im Fernsehen an als die zellulitischen Weiber, hatte er am Morgen zu

Helene gesagt, in dem Singsang, den Mona so gern hörte. Sein ungarischer Akzent ließ in ihren Ohren alles, was er von sich gab, zu einer Melodie werden, sogar wenn er mit ihr schimpfte. Das tat er zum Glück nicht oft, denn er liebte seine Enkelin, die eigentlich seine Stiefenkelin war, außerdem gab sie ihm kaum Anlass zum Schimpfen.

Sie waren mit Straßenbahn, U-Bahn und Bus gekommen, Mona mit ihrem grasgrünen Rucksack, Helene mit einem quietschenden Metallgestell auf Rädern, das sie hinter sich herzog. Darauf war mit Gummispannbändern die Kühlbox mit den Schnitzeln und dem Erdäpfelsalat, einer Dose Bier und einer Flasche Cola festgezurr, darüber die Tasche mit den Badesachen. Die Fahrt dauerte fast eine Stunde, eine kleine Weltreise quer durch Wien. Aber das nahmen sie in Kauf, sie mochten dieses Bad am liebsten – die Alte Donau, in der man so richtig schwimmen konnte, wie in einem See, die weitläufigen Liegewiesen und die vielen alten Pappeln.

Sie lagen im Schatten, neben einer Gruppe Karten spielender Pensionisten, Helene auf dem großen türkisfarbenen Badetuch, mit ihrer unvermeidlichen Kronenzeitung, Mona mit ihrer *Momo*. Zum dritten Mal las sie dieses Buch nun schon. Was man ihm auch ansah – es war ziemlich zerfleddert, einige Seiten hingen lose heraus. Aus der Luftmatratze entwich langsam die Luft, so dass Mona immer wieder aufstehen, den Stöpsel herausziehen, sie wieder aufblasen musste.

Helene hatte ihr schon ein paar Mal vorgeschlagen, die Matratze mit Seifenwasser einzustreichen. Weißt du, wo die Schaumbläschen entstehen, wenn man draufdrückt, dort ist das Loch. Das klebt man dann mit einem Flicker zu und hat wieder für eine Weile Ruhe. Bis es woanders anfängt. Und nach einer Pause hatte sie gesagt: So ist das auch im Leben – kaum hat man eine undichte Stelle geflickt, entsteht irgend-

wo eine andere. Dann geht das Flicker von neuem los. Mona hatte nur genickt, so richtig verstanden, was ihre Großmutter damit meinte, hatte sie nicht.

Ihr Liegeplatz in der Nähe der Zille mit den Rettungsreifen war nur ein paar Schritte vom schmalen Strand der Alten Donau entfernt. Immer lagen sie dort, auf demselben Platz, unter derselben Pappel, neben derselben Karten spielenden Pensionistenrunde. Helene sagte, es sei ihr Lieblingsplatz. Vielleicht war es aber auch nur eine von ihren Gewohnheiten. Helene bezeichnete sich selbst als *Gewohnheitstier*. Gewohnheiten gehörten ihrer Meinung nach zu den wichtigen Dingen im Leben, denn sie schafften Ordnung.

„Maama! Moona!“ Der Ruf durchschnitt die träge Beschaulichkeit wie ein scharfes Messer einen Nudelteig. Mona hob den Kopf. Sie sah ein Paar gepflegte Frauenfüße mit rotlackierten Zehennägeln und ein Paar Männerfüße an schwarz behaarten Waden auf sie zusteuern, zwischen Pappelflaum und Gänseblümchen und den Bienen, die sich auf den weißen Kleeblüten zu schaffen machten.

„Was machen denn *die* hier?“, murmelte Helene. „Die gehen doch immer auf die Donauinsel zum FKK oder ins Krapfenwaldl-Bad zu den *Schickimickis*.“

Hoffentlich steigt Herbert auf eine Biene, dachte Mona. Dass dieser feiste Mann mit der dicken Goldkette, die er nie ablegte, überall Haare hatte, auch auf dem Rücken, wie ein Gorilla, fand sie eklig. Noch mehr störte es sie, dass er immer so dicht an sie heran rückte und blöde Bemerkungen machte. Das sollten Scherze sein. Mona verstand sie meist nicht, alles, was sie verstand war, dass es keine guten Scherze waren, dass er damit etwas beabsichtigte, von dem sie nicht wusste, was es war, von dem sie aber ahnte, dass es nichts Gutes sein konnte. Am meisten nervten sie die Reime, die er ausspuckte

wie ein Kaugummiautomat seine bunten Kugeln.

„Hallo, Mama! Hallo, mein Kind!“, rief Lydia ausgelassen. „Na, was sagt ihr, dass wir da sind? Ich habe mir heute frei nehmen können, einmal kein Sonntagsdienst, phantastisch! Am Sonntag ist eh nie viel los. Gut, dass ihr immer auf demselben Platz liegt, da seid ihr leicht zu finden.“

Leider, denn mit der Ruhe war es jetzt vorbei. Mona erhob sich langsam von ihrer Luftmatratze.

„Der Jancsi, der ist wieder einmal nicht mitgekommen. Sitzt wohl vor der Glotze und schaut den ganzen Tag Sport?“, fragte Lydia.

Helene rappelte sich vom Badetuch hoch und stopfte ihre Brüste in die Körbchen des geblühten Zweiteilers.

„Bleib liegen, Mama.“ Lydia beugte sich zu Helene hinab und küsste sie auf die Wange. Dabei verrutschte ihre übergroße, mit Strassherzchen besetzte Sonnenbrille und fiel zu Boden. „Komm, mein Herz, gib mir meine Brille“, sagte sie zu Mona.

Mona fand zwar, erstens war sie nicht ihr *Herz*, zweitens brauchte Lydia doch nur einen Griff ins Gras zu tun, sagte aber nichts. Sie bückte sich und hob die Brille auf, reichte sie Lydia mit ihrer Linken, mit spitzen Fingern. Die Grashalme, die an der Brille hafteten, ließ sie dran.

„So gib doch deiner Mama ein Bussi“, schmeichelte Lydia. Widerwillig berührte Mona mit zusammengepressten Lippen die Wange, die Lydia ihr hinhielt.

„Und was ist mit dem Herbert, den willst du gar nicht begrüßen?“ Immerhin sagte sie nicht *Papa*, wie sie es schon ein paar Mal getan hatte.

Mona biss sich auf die Lippen. „Hallo, Herbert“, sagte sie nur und wandte sich gleich wieder ab.

Herbert gab Lydia einen schmatzenden Kuss und schlug

ihr klatschend auf den Hintern. „Lippen wie Karamellen, Schenkel ohne Dellen.“

Es war wie immer, wenn er so einen blöden Reim von sich gab – die anderen schwiegen betreten, er selbst *zerkugelte* sich. Sein helles, kullerndes Lachen war eigentlich ganz lustig, fand Mona, das einzig Nette an diesem *Unsympathler*.

„Na, jetzt wirst ja schon ein hübsches Fräulein, und schön langsam beginnt auch dein Bikinioberteil seinen Zweck zu erfüllen. Endlich Blini im Bikini“, grinste er. „Reizende Röschen am Höschen.“

Der Typ war drauf und dran, ihr den neuen Bikini zu vermiesen. Mona zerrte am Oberteil, um alles zu bedecken, die Wölbungen, die in den letzten Monaten endlich sichtbar und fühlbar geworden waren.

„Hör auf, du alter Lustmolch. Lass doch die Kleine in Ruh.“ Helenes Ton war streng, aber nicht wirklich böse. Nicht streng genug jedenfalls, fand Mona.

Lydia sagte nichts, sie schaute teilnahmslos drein, das Einzige, das ihr wichtig schien, waren die Grashalme, die sie sorgfältig zwischen den Strassherzchen herauszupfte.

Mona spürte, dass sie rot geworden war. Wegen diesem blöden Bikinioberteil, ärgerte sie sich. Sie war spät dran, in der Schule tuschelten sie schon, wer von ihnen schon einen BH trug, war ein wichtiges Thema unter den Mädchen der dritten Klasse. Mona war eines Tages heulend nach Hause gekommen, nachdem die Mädchen sie beim Umziehen nach der Turnstunde mit einem Sprechgesang gehänselt hatten: Die Mone geht noch ohne. Die Mone geht noch ohne. Damals hatte die Großmutter sie in die Arme genommen und getröstet: Sei doch froh, mein Mädchen, dass du noch keinen tragen musst, ein BH ist doch nur lästig, wie der zwickt und drückt, du wirst dich noch lange genug damit *g‘fretten* müs-

sen. Ich hab längst aufgehört, einen BH zu tragen. Und schau mich an – hab ich vielleicht einen Hängebusen? Helene schob dazu vor dem Spiegel ihr T-Shirt hoch, unter dem sie nichts an hatte und hob stolz mit beiden Händen ihre Brüste an. Mona konnte mit der Frage nicht wirklich etwas anfangen – wie sollte sie beurteilen, ob das nun ein Hängebusen war oder nicht. Sie nickte nur anerkennend, sicherheitshalber und auch, um ihrer Großmutter eine Freude zu machen. Weißt du was, Mona, hatte Helene dann gesagt und ihre Enkelin kumpelhaft in die Seite gepufft, sag ab jetzt *Helene* zu mir. Ich bin doch erst vierundfünfzig, das ist doch jung, zu jung, um von einem so großen Mädels wie dir *Omi* genannt zu werden.

„Ich geh jetzt ins Wasser. Helene, kommst du mit?“, fragte Mona.

„Nein, ich geh erst später, es ist mir noch nicht heiß genug.“

Mona lief zum Strand, stapfte durch das seichte Wasser. Bei jedem ihrer Schritte spritzten glitzernde Fontänen hoch und die winzigen Fische, *Spennadler*, wie Helene sie nannte, stoben wie Pfeilschwärme davon. Mona hob das schwere Drahtseil an, das zwischen grauen, tonnenförmigen Bojen mit der Aufschrift NICHTSCHWIMMER HALT schwer ins Wasser hing, schlüpfte darunter durch und schwamm mit kräftigen Zügen hinaus zum zweiten Seil. ÜBERSCHWIMMEN VERBOTEN stand hier auf den Bojen. Sie hielt sich am Seil fest, mit den Beinen machte sie langsame Schwimmbewegungen, um sich in Schwebe zu halten. Sie mochte es, von hier aus den Booten jenseits des Seils zuzusehen. Der Wind hatte zugelegt, neben den schwerfällig dahinstampfenden Tretbooten waren jetzt auch viele Segelboote unterwegs. Die Segler hatten ordentlich zu tun, ständig mussten sie die Boote auf dem schmalen Gewässer wenden.

Plötzlich bewegte sich das Seil, wurde kräftig nieder gedrückt. Herbert. Mit Schwimmbrille. Ein rasiertes Panda-
gesicht.

„Du bist ja eine tolle Schwimmerin, Mona“, prustete er. Dann verschwand er unter der Wasseroberfläche, tauchte unter dem Seil durch, tauchte auf der anderen Seite auf, winkte vergnügt. Auf den Pfiff des Bademeisters hin verschwand er wieder ins Wasser. *Badewaschl*, das muss ein Traumjob sein, was tut der den ganzen Tag, vor seiner Hütte sitzen, den Frauen nachschauen und sich die Sonne auf den Bauch scheinen lassen, sagte Helene immer, wenn sie einen Bademeister pfeifen hörte.

Plötzlich spürte Mona Herbert unter sich, spürte, wie er zwischen ihren Schenkeln durchtauchte, seinen Pelz an ihnen schmierte.

„Lass mich!“, schrie sie. Sie löste ihre Hände vom Seil und kraulte zurück, so schnell sie konnte. Das letzte Stück, durch das seichte Wasser, lief sie, bis sie auf einem Stein ausrutschte und hinfiel. Sie kroch ans Ufer, in einigem Abstand zu ihrem Liegeplatz – sie wollte jetzt niemand sehen, nicht einmal Helene. Keuchend ließ sie sich auf eine Holzbank fallen, zwischen die bunten Handtücher und Badeanzüge, die auf der Lehne zum Trocknen hingen.

Sie schloss die Augen, ihr Atem wurde ruhiger. Sie dachte an gar nichts. Bis sie spürte, wie sich jemand neben sie auf die Bank plumpsen ließ. Ohne die Augen zu öffnen wusste sie, wem dieser schwere Körper gehörte. Eine Hand schob sich unter den Gummiring ihres Höschens, ihren Bauch entlang nach unten und Herberts raue Stimme flüsterte: „Schönes Döschen im Höschen.“ Mona erstarrte, etwas in ihrem Unterleib zog sich schneidend zusammen, ein paar Augenblicke lang war sie wie gelähmt, dann sprang sie auf, gab Herbert

eine Ohrfeige.

Schluchzend rannte sie zu ihrem Liegeplatz, wo sich jetzt Lydia, im knappen Tigerbikini, auf der Luftmatratze breit machte. „Geh sofort runter von meiner Matratze!“

Lydia rollte seitlich ins Gras, stand kopfschüttelnd auf. Mona riss die Stöpsel aus der Matratze, trampelte auf ihr herum, um die Luft auszulassen, gerade so viel, dass sie die Matratze zusammenfallen konnte, wickelte sich ihr Handtuch um den Körper und schnappte Rucksack und Matratze. Die Sandalen nahm sie in die Hand.

„Wohin willst du denn, Monilein? Du bist ja noch ganz nass. Was ist denn?“, fragte Helene erstaunt. „Du hast ja dein Schnitzerl noch gar nicht gegessen!“

Aus dem Augenwinkel sah Mona, dass Herbert sich erhoben hatte und auf sie zukam. „Ich will ihn nie wieder sehen, nie mehr in meinem ganzen Leben!“

Noch immer schluchzend lief Mona Richtung Ausgang, auf den Betonblock mit den Damenkästchen zu. In einem der Abteile, in denen die Kästchen untergebracht waren, riss sie den Bikini herunter und schleuderte beide Teile in einen Abfalleimer. Sie holte ihr zerknittertes Kleid aus dem Rucksack und zog es über, ohne sich abzutrocknen, ohne ein Höschen anzuziehen.

Eine dicke Frau, die sich gerade damit abmühte, ihre Masse in ein fleischfarbenes Mieder zu zwängen, schüttelte verwundert den Kopf. „Was ist denn los mit dir?“, fragte sie, „warum schmeißt du denn deinen hübschen Bikini weg? Und warum weinst du so? Kann ich dir irgendwie helfen?“ Mona schüttelte nur den Kopf und sagte: „Nein, danke, alles okay, es vergeht schon wieder.“

Als Mona den Block durch die hölzerne Schwingtür verließ, stand Helene vor ihr auf der Wiese. „Wohin willst du

denn, Monilein?“

„Nach Hause“, schluchzte Mona.

„Ich fahr mit dir.“ Helene versuchte, Mona zu umarmen.

„Nein.“ Mona riss sich los.

„Du bist doch noch nie allein gefahren.“

„Lass mich. Bitte, Helene. Ich find schon allein nach Haus.“

„Na, wenn du meinst.“ Helene seufzte schwer. „Bist ja schon ein großes Mädsl.“ Sie küsste Mona auf die Stirn. „Aber pass auf dich auf. Schlüssel hast du?“

Mona nickte. Dann lief sie zum Ausgang.

Sie nahm nicht den Bus. Ein Gedränge, womöglich ein Mann neben ihr, der versuchen würde, sich an sie zu drücken, das fehlte jetzt gerade noch. Sie ging zu Fuß zur U-Bahn, am Kaiserwasser entlang. Von dem bunten Völkchen, das hier wild badete, nahm sie heute kaum Notiz. So wie sie auch die Hunde kaum beachtete, denen sie sonst so gern zuschaute, wie sie unermüdlich den Stöckchen nachschwammen, die ihre Besitzer ebenso unermüdlich immer wieder ins Wasser warfen. Sie fuhr mit der U-Bahn zum Karlsplatz, dann mit der Straßenbahn nach Ottakring. Während der ganzen Fahrt nahm sie ihre Sonnenbrille nicht ab, auch nicht dort, wo die U-Bahn unterirdisch fährt, niemand sollte ihre verschwollenen Augen sehen. In der Wohnung angekommen – zum Glück hatte sie jetzt ihren eigenen Schlüssel –, schmiss sie den Rucksack in eine Ecke des Vorzimmers und schloss sich im Kabinett ein. Zwei Tage lang verkroch sie sich oben auf dem Hochbett, kletterte nur herunter, wenn sie aufs Klo musste.

Helene meldete Mona in der Schule krank, als Entschuldigung gab sie eine Darminfektion an. Die Lieblingsspeisen, die Helene ihr auf einem Tablett ans Bett brachte – Spaghetti,

gebackene Leber oder Palatschinken –, rührte Mona kaum an. Auf Helenes Bohren, was denn um Himmels Willen mit ihr los sei, schüttelte sie nur den Kopf.

Sie habe schon Lydia gefragt, sagte Helene, aber die wisse angeblich gar nichts, sie solle doch den Herbert anrufen. Der habe ihr dann erzählt, er hätte doch nur Monas Bikini bewundert, und ihre tollen Schwimmkünste, er sei ihr doch nur nachgeschwommen, er wüsste nicht, was sie denn hätte. Lydia habe daraufhin gemeint, Mona solle sich nicht so anstellen, sie sei ja keine Mimose und schließlich sei Herbert nur ein Mann.

Erst nach drei Tagen rückte Mona mit der Sprache heraus, erzählte portionsweise, was passiert war, dazwischen weinte sie, immer wieder. Helene war empört, schimpfte auf Herbert – Mona hatte Helene noch nie so schimpfen hören –, hieß ihn alle möglichen Wörter, *Hurenbock* war noch eines der nettesten.

Nicht alle Männer seien wie Herbert, beruhigte Helene sie. Sie dürfe jetzt um Himmels willen nicht Panik vor Männern kriegen. Aber es sei ganz in Ordnung, sie verstehe voll und ganz, dass Mona Herbert nie wieder sehen wollte, auch Lydia nicht, zumindest eine Zeit lang, wenn sie unbedingt meinte, dass Lydia mit Schuld habe an dem, was passiert war. „Obwohl, vergiss nicht, sie ist deine Mutter.“

Mona schüttelte heftig den Kopf. „Du bist meine Mama“, sagte sie zärtlich und kuschelte sich an Helene. „Lydia hat nicht einmal was gesagt, wie der Herbert so blöd dahergeredet hat. Aber du“, jetzt zog sie eine Schnute, „hast auch nicht viel gesagt, warst auch nicht richtig böse.“

„Entschuldige, Kleines. Ich hab das ja gar nicht richtig mitgekriegt. Außerdem – wenn ich was gegen den Herbert sag, wird Lydia gleich aggressiv. Leider bin ich nicht immer

so mutig wie ich gern wäre. Aber glaub mir, für sie ist es auch nicht leicht. Er wird immer gleich schrecklich grob zu ihr, wenn er glaubt, sie hält nicht zu ihm.“

„Sind alle Männer so?“

„Aber nein. Schau dir meinen Jancsi an. Der hat zwar auch seine Macken – das kriegst du ja wohl mit – und er trinkt manchmal zu viel Bier, aber grob ist er nie zu mir.“ Sie lächelte zärtlich. „Der Jancsi ist die Gutmütigkeit in Person.“

„Darf ich dich was fragen?“

„Natürlich.“

„Warum habt ihr denn keine Kinder, du und der Jancsi?“

„Wie wir uns kennengelernt haben, da war es schon zu spät.“ Nach einer kurzen Pause ergänzte sie: „Für mich.“

„Schade, der Jancsi, der wäre sicher ein guter Papa.“

„Er *war* ein Papa. Aber nur kurz.“

„Wieso?“

„Er hat einen Buben gehabt. Mit der Frau, die er vor mir gekannt hat. Die hat dann einen anderen geheiratet. Aber das ist eine lange Geschichte.“ Helene drückte Mona fest an sich.

„Der Jancsi ist aber auch ein lieber Opa.“

Helene nickte. Die Welt war, jedenfalls zwischen ihnen beiden, wieder im Lot.

Minus eins
Das Provinzpuff

Der Zug bremste und fuhr langsam in die Station ein. Mona wischte mit dem Ärmel ihres Sweaters über das beschlagene Fenster. Nun konnte sie, obwohl es schon dämmerig war, den Ortsnamen lesen: Gremmatsdorf. Von diesem Ort hatte sie bis gestern nicht einmal gewusst, dass es ihn gab. Sie holte ihre Jacke aus dem Gepäcknetz, zog sie hastig an, öffnete die schwere Tür und sprang auf den Bahnsteig. Es war einer dieser Züge, wie sie auf Nebenstrecken eingesetzt wurden, mit einer Diesellok und blau-weißen Waggons mit hohen Trittstufen aus Metallgittern. Die abgewetzten, ehemals blauen Polstersessel waren imprägniert mit dem kalten Zigarettenrauch vieler Jahre.

Der Wind drückte Mona den Schneeregen ins Gesicht, als sie über die Gleise lief, unter das Vordach des spärlich beleuchteten Bahnhofsgebäudes. Sie stellte ihre Handtasche auf die Holzbank, holte den Schal heraus und die bunt gestreifte Mütze, ein Weihnachtsgeschenk von Helene, natürlich handgestrickt. Sie setzte die Mütze auf, zog sie bis über die Ohren und wickelte sich den Schal um den Hals. Handschuhe hatte sie keine dabei, auch keinen Schirm. Ich hätte doch auf Helene hören sollen, dachte sie. Zum Glück hatte sie Helene nicht gesagt, wohin sie wollte, die hätte doch nur versucht, sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Was willst du dort, Monilein, lass das, das führt doch zu nichts, hätte sie gesagt, und noch dazu an deinem Geburtstag, da solltest du dir was Schönes gönnen, ins Kino gehen, eine Freundin treffen. Helene hatte nur mitbekommen, dass Mona aufs Land wollte, nicht allzu weit weg, nur etwa eine Stunde Bahnfahrt

von der Stadtgrenze entfernt, so hatte Mona es ihr erklärt. Spät am Abend wollte sie wieder zu Hause sein. Gemeinsam mit Helene ein Stück von der Schokoladetorte essen, die Helene für sie gebacken hatte. Versprochen, hatte sie gesagt, als sie die Großmutter sich an der Wohnungstür von ihr verabschiedet, sie flüchtig auf beide Wangen geküsst hatte.

Außer ihrer grauen Filztasche, die sie sich zum Geburtstag gekauft hatte, von dem Geld, das Helene ihr gegeben hatte, trug Mona kein Gepäck. Sie hatte nicht vor, sich länger hier aufzuhalten. Auch übernachten wollte sie nicht, es gab um 20:07 Uhr noch einen Zug zurück in die Stadt, den sollte sie erreichen.

Der Bahnsteig war leer, weder wartete jemand auf einen Zug noch war außer Mona jemand ausgestiegen. Auch als sie aus dem Bahnhofsgebäude trat, war kein Mensch zu sehen. Zwischen den großen Lacken auf dem Parkplatz standen ein einziges Auto und ein Moped. Die Pendler fahren offenbar lieber mit dem Auto in die Stadt, kein Wunder bei diesen Zugverbindungen, dachte sie.

Vom Platz vor dem Bahnhof führte nach links eine zweispurige Straße mit Einfamilienhäusern. Eines sah aus wie das andere, mit spitzen, steilen Dächern standen sie in Reih und Glied dicht nebeneinander, nur die Farben waren unterschiedlich, das konnte Mona in der Dämmerung gerade noch ausnehmen. Auf einem Nadelbaum in einem der schmalen Vorgärten schaukelten elektrische Kerzen. Weihnachtsbeleuchtung, jetzt schon, wunderte sie sich. Nach rechts führte, einen Bach entlang, eine schmale Gasse mit wenigen alten, größeren Häusern, manche hatten eine geschnitzte Holzveranda. Wenn sie einmal ein Haus haben würde, dann müsste es eines mit so einer Veranda sein.

Sie fand den Zettel mit der Adresse nicht, irgendwohin

hatte sie ihn gesteckt. Unter einer Straßenlampe kramte sie kurz in ihrer Tasche, ließ es dann bleiben, sie brauchte eigentlich gar nicht nachzuschauen, sie kannte die Adresse auswendig. *Waldgasse 11*. Allerdings war sie ratlos, in welche Richtung sie gehen sollte. Sie schloss kurz die Augen, entschied sich für rechts, bog in die Gasse mit den alten Häusern ein.

Nach ein paar Schritten hörte sie, wie sich ein Fahrzeug von hinten näherte. Sie schlang den Schal mit einer zusätzlichen Windung um den Hals – immer tat sie das, beinahe reflexartig, wenn sie ein Auto in ihrer Nähe wahrnahm.

Ein weißer Lieferwagen hielt neben ihr, der Fahrer kurbelte das Fenster auf der Beifahrerseite herunter, beugte sich zur Seite, schob den Kopf heraus.

„Na, Fräulein, wohin denn um diese Zeit, bei diesem Sauwetter?“

„Können Sie mir bitte sagen, wie ich zur Waldgasse komme, zum Hotel Roberta?“

„Ja, was woll’n S‘ denn dort – übernachten oder arbeiten?“, fragte der Mann. Er musterte Mona von oben bis unten, der schmale Mund in dem schütterten Vollbart verzog sich dabei zu einem schiefen Grinsen.

„Ich möchte jemand besuchen“, sagte sie. Sie bemühte sich, freundlich zu bleiben, obwohl sie fand, dass ihn das nichts anging, und überhaupt, was gab es da zu grinsen.

„Kommen S‘, steigen S‘ ein, ich führ Sie hin.“

„Nein, vielen Dank, ich geh gern zu Fuß.“ Eine junge Frau mit einem Mann allein, in einem Lieferwagen, am Abend, in einem Ort, in dem sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen – Mona hatte genug Fernsehkrimis gesehen, um ein solches Angebot auszuschlagen.

Er öffnete die Wagentür, streckte den Arm nach ihr aus.

„Du brauchst ka Angst hab'n, Madl, ich tu dir nix.“

Mona tat einen Schritt zurück.

„Nein, danke, sehr nett von Ihnen, wirklich nicht.“

„Na gut, wenn S' glauben.“

Jetzt war er wieder per Sie mit ihr und statt der schmiegigen Freundlichkeit war jetzt Schärfe in seinem Ton. Er knallte die Tür zu, immerhin erklärte er ihr noch den Weg, bevor er das Fenster hinaufkurbelte: „Diese Gasse bis zum Ende, dann nach links, dann nach zwei Gassen rechts abbiegen, beim Brunnen. Das ist die Waldgasse. Das *Roberta* ist das letzte Haus, rosa, direkt am Waldrand. Wen immer Sie dort besuchen woll'n“, er zog wieder sein schiefes Grinsen auf, „sag'n S' schöne Grüße vom strammen Max.“

Mona ging grußlos weiter. Der Motor heulte auf, der Wagen fuhr an ihr vorbei. Sie hielt sich die Nase zu und stieß mit vollen Backen die Luft aus, um den Dieselqualm nicht einatmen zu müssen, eine mannshohe Fontäne bespritzte sie von oben bis unten.

„Scheißkerl!“, rief sie dem Wagen nach. Sie nahm ein Papiertaschentuch aus der Jackentasche und rubbelte an den nassen Flecken auf Hose und Jacke; zum Glück trug sie die neue Filztasche über der rechten Schulter, die hatte kaum etwas abbekommen.

Dieser Widerling! Wie wenn der Mann auf einen Knopf gedrückt hätte, lief in Monas innerem Kino der Film über den Auftritt mit Herbert ab, wieder einmal. Fünfeinhalb Jahre waren vergangen seit der Szene im Gänsehäufel; so oft der Film in ihrem Kopf auch gelaufen war, er war noch immer nicht abgespielt, da gab es kein Flimmern, keine Mückenschwärme, die Bilder hatten nichts an Klarheit und Schärfe verloren. Sie sah alles deutlich vor sich und sie spürte Herberts *Würstelfinger*, wie sie in ihr Höschen glitten. Die Erin-

nerung daran löste dieses eklige körperliche Gefühl aus, wieder einmal, ein schneidendes Zerren im Unterbauch, wie wenn jemand mit Gewalt etwas herausholen wollte, das sich widersetzte. Ein Gefühl, wie es sie auch überkam, wenn sie von einer Aussichtswarte in die Tiefe blickte. Wie Höhenangst.

Mona fand ohne Probleme den Weg zum Hotel Roberta, es war gar nicht so weit, wie sie gedacht hatte, schon nach wenigen Minuten bog sie in die Waldgasse ein. Der Schneeregen war in Schnee übergegangen, eine dünne matschige Schicht bedeckte den Gehsteig. Mona ging vorsichtig, um nicht mit den glattgetretenen Sohlen ihrer Turnschuhe auszurutschen. Obwohl noch früh am Abend, war es mittlerweile beinahe stockdunkel geworden. Zwei Peitschenlampen beleuchteten dürftig den schmalen Gehsteig der kurzen Sackgasse, eine von ihnen gab nur ein zaghaftes Flackern von sich. Der horizontale, rot leuchtende Strich in Monas Augenhöhe erwies sich als eine Kette von roten Lämpchen; sie säumte die Kante der Mauer, die das rosa Haus umgab. Mona fuhr mit dem Zeigefinger die Lämpchen entlang, an jedem hing ein dicker Tropfen.

Hier arbeitete Lydia also jetzt. Das sollte ein Hotel sein? Helene hatte ihr immer erzählt, Lydia arbeite in einem Hotel, an der Rezeption, sie mache oft Nachtdienst, tue das aber gern, weil die Nachtdienste besser bezahlt waren, nur so könne Lydia ihren Lebensstandard halten. Sie musste ja gut aussehen in ihrem Beruf, gut gekleidet sein, darauf legte sie allergrößten Wert. Mona musste an die Sonnenbrille mit den Strassherzchen denken, die war sicher eine Designerbrille und hatte ein kleines Vermögen gekostet.

Am Ende der roten Lichterkette blieb Mona stehen und blickte hinauf zu den Fenstern. Durch die dichten Vorhänge